

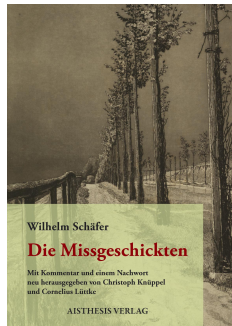
Leseprobe

Wilhelm Schäfer

# Die Missgeschickten

Mit Kommentar und einem Nachwort  
neu herausgegeben von Christoph Knüppel  
und Cornelius Lüttke

Mit CD-Beilage: Lieder von Fritz Koegel und  
Franz Schubert, gesungen von Ute Beckert,  
am Klavier begleitet von Andreas M. Wolter



AISTHESIS-VERLAG

---

Bielefeld 2011

Abbildung auf dem Buchcover: Max Klinger: *Vier Landschaften. Opus VII*, 1883, Bl. 2: *Die Chaussee* (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe: Kupferstichkabinett)



Bücher der Nyland-Stiftung, Köln  
Herausgegeben von Walter Gödden  
Reihe: Dokumente, Bd. 7

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2011 AV  
Postfach 10 04 27, D 33504 Bielefeld  
Layout/Satz: TIESLED Satz & Service, Köln  
Druck: docupoint GmbH, Barleben  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 987-3-89528-846-3

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Editorische Vorbemerkung                            | 7   |
| Wilhelm Schäfer: Die Missgeschickten                | 11  |
| Kommentar   | 53  |
| Abbildungen   | 81  |
| Abbildungsnachweise                                 | 115 |
| Nachwort  |     |
| Wilhelm Schäfer und seine „missgeschickten“ Freunde | 117 |
| Anhang  |     |
| Alfons Paquet: <i>Zum Gedächtnis Fritz Koegels</i>  | 211 |
| Gustav Landauer: Gustav Kühl, <i>Richard Dehmel</i> | 214 |
| Zur CD-Beilage                                      |     |
| Lieder von Fritz Koegel (1860-1904) und             |     |
| Franz Schubert (1797-1828)                          | 216 |

## 1

Seltsam, von toten Freunden zu erzählen und zu denken, dass nur der Schmerz um ihren Tod sie uns so nahe hält und dass es Menschen gibt, die uns viel näher standen und dennoch unvermeidlich und ohne Schatten von uns gegangen sind, so dass wir schon in der Erinnerung nach ihren Bildern suchen müssen, obgleich sie leben, indessen die Toten in guten Stunden von selber zu uns kommen. Doch sterben manche auch so dahin, dass wir uns kaum an ihre Liebe erinnern können. Wenn nicht ihr Schicksal, in manchen Wendungen dem unsern gleich, uns selber in Gedanken an die letzte Stunde führte; wie mir beim ersten dieser drei geschah, von deren Missgeschicken, unheimlich in mein eigenes Leben eingeflochten, ich hier erzählen will.

Wir wurden in Berlin bekannt, als wir mit einer schönen Asiatin verkehrten, die damals in der Scheidung lebte und seitdem die Gattin von einem Dichter geworden ist.<sup>3</sup> Der waren unvermutet zwei Gäste angemeldet, die sie nicht gern allein empfangen wollte: ein unbekannter Schriftsteller, wie sie sagte, und ein noch unbekannterer Musiker.<sup>4</sup> Wir fanden einen blonden Mann mit einer goldenen Brille, der lebhaft sprach und sehr viel lachte, wobei er ungebärdig trotz seinem langen Bart durchs Zimmer sprang; und einen schwarzen, der mit ernststen Blicken sich nicht darein zu schicken schien und offenbar der Hausfrau um diesen Gast ein wenig zürnte. Der Blonde saß sehr bald am Flügel und spielte Lieder aus Shakespeare und nach Bibeltexten, von einem rheinischen Freund komponiert, den er uns näherbringen wollte.<sup>5</sup> Er hatte keine Stimme, doch war er ganz von<sup>6</sup> Geist erfüllt und brachte die Lieder mit so viel Inbrunst vor, dass ich mich einiger davon noch wohl erinnere, obwohl nun schon das neunte Jahr seitdem vorüber und auch der blonde Mann gestorben ist. Der andere hörte zu, indem er schweigend manchmal durchs Zimmer ging, dann wieder horchend stand wie einer, der sich nicht recht entschließen kann. Er war sehr hoch gewachsen, sein schwarzer Schnurrbart kurz gestutzt, was damals noch nicht

Mode war wie heute; ich hielt ihn erst für einen Offizier, dem diese Ungebärdigkeit am Flügel missbehagte. Im Schreiten wandte er mir einmal prüfend ein Auge zu<sup>7</sup>, das unterm Kneifer einer schwarzen Schlackenkugel gleich viel lustiger stand, als sein Gesicht vermuten ließ.

Wir kamen nur wenig ins Gespräch, der Blonde spielte unentwegt und füllte auch die Pausen mit Schwadronieren aus. Dabei erfuhr ich, dass der Schwarze – obwohl er leichthin sächselte – seit einem Jahr in meiner Heimat Düsseldorf Fabrikdirektor war und allen künstlerischen Dingen der Stadt vertrauter als sonst ein Zugezogener schien. Wir hätten uns vielleicht nur dieses eine Mal gesehen, wenn er mir nicht in einer Sache wichtig gewesen wäre, die ich damals betreiben musste. So bat ich mir beiläufig seine Adresse und die Erlaubnis aus, ihn zu besuchen; und war auch richtig nach einigen Wochen – für ein paar Tage in der Heimat – schon auf dem Wege zu ihm.

Ich kam von Köln und wollte vom Bahnhof Düsseldorf zu Fuß das Stündchen nach Gerresheim hinaus, wo meine Eltern damals wohnten.<sup>8</sup> Die Dämmerung fiel in den regnerischen Juniabend, als ich, von einem raschen Einfall hingeführt, trotz dieser späten Stunde bei ihm schellte.<sup>9</sup> Ich wusste nicht einmal, ob er verheiratet war und ob mein später Einbruch, unangemeldet noch dazu, als unpassend aufgenommen würde. Doch hörte ich schon auf dem Flur Musik, dasselbe reiche Spiel, das mich nachher so hundertmal empfing. Ich wurde von dem Mädchen deutlich verwundert in ein Zimmer geführt, das von der Seite durch einen Perlenvorhang nur einen bunten Schein erhielt; doch stand er schon im selben Augenblick vom Flügel auf und holte mich zu sich herein.

Noch habe ich den ersten Blick, mit dem ich dieses halb erhellte Zimmer aufnahm, mit allen Einzelheiten im Gedächtnis, und den Frauen darin: der einen, die sich beim Flügel ein wenig mühsam aus dem Lehnstuhl erhob, kerzengrad und groß und schlank trotz ihrem Umstand; der andern, die fast wie ein Schatten an der Wand im Dunkeln saß, sehr blass und fein und schwarz gekleidet: die Mutter

dieser Frau, auch Baslerin, die ich nach diesem Abend nicht mehr gesehen habe, soviel Inniges aus ihrem Leben ich von der Tochter auch erfuhr, und deren Bild mir trotzdem deutlich vor Augen steht, wie wenn ich es von einem Maler im Zimmer hätte.<sup>10</sup>

Ich wusste nun, dass hier Musik im Hause lebte und dass der schwarze Mann, der in Berlin so peinlich auf und ab geschritten war, sie selber übte; und weil mir bis zur Stunde kein lieberes Ereignis geschehen kann, als dass mir unvermutet Musik begegnet, und herrlich, wenn eine Frauenstimme dazu singt: so saß ich Fremdling unter diesen Menschen nach wenigen Minuten schon verbunden mit ihnen durch die Töne, die diese Frau gleich unbefangen sang. Ich habe sie nachdem wohl hundertmal gehört, auch im Konzertsaal, diese gläsern helle und gläsern zarte und auf einmal – wie ein Tropfen geschmolzenen Glases hängt – von Leidenschaft gefüllte Stimme: und dennoch waren mir die schönsten Stunden, die sie später singend hatte, selten mehr als eine Erinnerung an diesen Abend.

Sie war kurzsichtig und musste sich der Worte wegen sehr oft zum Flügel beugen, an dem ihr Mann mit Ernst und Schalkheit den Gesang begleitete. Nichts Schöneres war auszudenken, als wenn sie dann die biegsame Gestalt aufhob und klar gefüllte Töne in das Zimmer sandte, die, durch die Worte eines Liedes in einen Sinn gebracht, uns Menschen so seltsam erregen können. Sie sang erst Schubert; nicht was man immer hört, die schalkhaft ernsten Klopstockgesänge und auch das Wunderlied der Deutschen „An den Mond“, darin die goldenen Worte Goethes auf einer Abendwiese zu blühen scheinen.<sup>11</sup>

Zuletzt ein Lied von ihrem Mann, der da sorglich am Flügel saß und ihre süße Stimme durch Klang auf Klang begleitete. Und war es dies, dass eine Frau so voller Liebe ist und doch die reife Frucht des Leibes deutlich trägt, war es das Lied, und dass es seinen Ursprung fast allein – der Text war von Fontane – in diesen Menschen hatte, zu denen ich als Fremdling von der Straße so in das Eigenste mitgenommen wurde: der Klang von diesen Tönen begleitet mich durch Stunden, wo ich glücklich bin, weil mich das Tagwerk nicht mehr

quält, und wird wohl bleiben, solange mir ein Klang im Ohr die wunderliche Welt da drinnen, die wir – uns selber zuschauend – Seele nennen, erregen kann. Vielleicht noch länger; es könnte sein, dass mir mein Schicksal einmal die Gabe nähme, mit meinem Ohr die Welt und ihre Schönheit in der Musik zu hören, so dass ich von dem Vorrat des Besitzes leben müsste, eins nach dem andern dabei verlierend: ob dieses Lied das letzte wäre, weiß ich nicht, doch dass nicht manches mit ihm bleiben könnte, das glaub ich wohl.<sup>12</sup>

Denn dies ist mir kein Lied allein, nicht nur Musik, die irgendwo in meiner Seele die Töne träufeln lässt: dies ist mir Ton und Bild zugleich. Bei jeder Wendung weiß ich genau: das sang sie so, und hier – so wunderbar – hier legte sie in voller Leidenschaft die schlanke Hand an ihrem weißen Arm fest auf den schwarzen Glanz der Politur, der ihre Formen wie eine Ahnung bis ins Kleid hinauf noch einmal schimmern ließ. Und heute, nach so manchen Jahren und nach so harter Traurigkeit, wenn ich abends das Lied für mich hinspiele, die Kerzen leuchten aus der Politur, steigt mit den Tönen das Bild der Frau herauf, das in dem schwarzen Glanz schaurig versank, als es vor allen Menschen leuchten sollte.

Es kam so, dass ich unvermutet am andern Tag schon wieder nach Berlin zurückgerufen wurde; dort fand ich eine Nachricht, dass die blonde Frau im taubengrauen Hausgewand noch in derselben Nacht ihren ersten Sohn geboren hatte.<sup>13</sup> Ich brauche die Worte nicht nachzulesen, die mir der Vater dazu schrieb in seiner dünnen Handschrift, die etwas eigenwillig, wie von einem Pfarrer war: wie er sich festgeschmiedet fühle in der Kette der Geschlechter. Und wenn ich heute denke, dass dieser Sohn nun als ein Waisenkind aufwächst, nur bei der blassen alten Frau, die damals schwarz und still im Zimmer saß, als ihre Tochter sang, so dass die Kette scharf zerrissen ist, wird mir das Wort wehmütig gegenwärtig und wie wir allem noch einen Menschensinn beilegen, was für sich selber so unbarmherzig ist. Seine Reisen – er war Direktor eines Werkes, das Hunderte von Arbeitern und Beamten, auch einige Filialen im Ausland hatte –

fürhten ihn nicht selten nach Berlin.<sup>14</sup> Er kam dann jedes Mal zu uns seitdem, und jedes Wiedersehen war eins, das diesen Namen fröhlich tragen könnte. Wir wohnten nicht drinnen in der grauen Stadt, auch nicht in einem Vorort, wo schon die Häuser mit vier Stockwerken zwischen Kartoffeläckern stehen. Wir hatten dicht am Wald und Park Schönhausen bei Pankow noch ein Plätzchen gefunden, wo vor dem Haus der Bach durch eine alte Brücke ging und hohe Lindenbäume die sandige Bodenarmut beschatteten. Ich weiß noch wohl, wie er zum ersten Mal erstaunt und lachend in unsern Vogelkäfig kam, den wir da hatten: eine Wohnung, ganz in ein altes Mansardendach verbaut mit kleinen Blumenfenstern und heimeligen Stuben.<sup>15</sup>

Er war gleich mir ein guter Trinker und wusste, einen Wein zu kosten, wie man die Farbtöne an einem delikaten Bild genießt; und liebte schweren Rheinwein, der, sich aus Gold in Wohlgeschmack auflösend kaum noch getrunken werden muss.<sup>16</sup> Und weil wir kurz dabei ein Wirtshaus hatten, dicht unter Büschen an der Panke, wo der Wirt ein Rheinländer war, gab es sich leicht, dass wir uns wohl befanden.<sup>17</sup> Der Weg dorthin ging durch den hohen Park, wo sich der Alte Fritz vormals in einem gelb getünchten Schloss die Ehefrau aus Braunschweig peinlich vom Leibe hielt<sup>18</sup>; es war keine üble Vorbereitung für Männer, die allein zum Trinken gingen, und ich weiß noch manchen Scherz, mit dem wir übermütig aus dem helldunklen Schatten der stolzen Bäume in das saubere Wirtshaus kamen, wo die verblassten Buntdrucke an dem weißlackierten Holzwerk reinlich von der alten Zeit berichten mussten. Da sind wir manchen Abend lustig gegessen, tief in die Nacht, und haben den Lebensdingen mit wohligen Schlücken ihren Wert bemessen. Und nur, wenn drinnen in Berlin etwas Seltenes im Konzertsaal, auch im Theater lockte, führen wir hinein.<sup>19</sup> Er wurde viel begafft, wenn er den weichen Hut wie eine Aktenmappe unterm Arm gefaltet sich barhäuptig durch die Massen der Friedrichstraße schob; es war dann etwas Jünglinghaftes in ihm, das sich dem Zwang der Straße nicht fügen wollte, obwohl er sonst nicht aufzufallen lieb-



te. Wir haben viele Nächte zum guten Teil auch da vertrunken und sind niemals in wüste Sachen geraten. Er war schon in den Vierzigern<sup>20</sup> und im Gefühl davon ein Mann, der seine Hände entschlossen auf die Dinge legt, sie festzuhalten. Was wir sprachen, war keine Sehnsucht nach dem Leben, noch weniger die Literatur dazu, obwohl wir manchmal durch Bekannte in jene Kreise gerieten, wo das andere kaum noch berechtigt scheint: Es war wohl mehr das Leben selber, darin wir uns – nicht mehr in dumpfer Jugendhitze – fanden, wie sich zwei Luftschiffer wohl miteinander fühlen mögen, wenn sie durch hohe Lüfte hingetrieben die Schrecken des Gewitters und die verhangenen Tiefen der Wolkenschatten auf der Erde wie im Kaleidoskop sich drehen sehen.

Doch nicht aus solcher Stunde erfuhr ich, dass er sich auch als Dichter nicht unberufen fühlte; wir achteten es beide nicht, uns mit der Bedeutung unserer Pläne die Stunden hochmütig aufzublasen. Er sandte mir einmal, als ich ihm zufällig von Cellini ein paar freche Anekdoten berichtet hatte<sup>21</sup>, ein Buch, darin ein italienisches Erlebnis in glanzvoll weichen Versen aufgeschrieben stand, die mir nicht ganz zu seiner beherrschten Männlichkeit zu passen schienen<sup>22</sup>, dann aber eine Handschrift, worin er die Geschichte seiner Liebe, des Vierzigers zu seiner jungen Frau „noch mit dem Knabenkörper fast“, in schmerzlich übersonnten Gedichten aufgeschrieben hatte.<sup>23</sup> Damals ahnte ich zuerst den Zustand dieser Ehe, wo sie wie eine Flamme in die Lüfte lodern wollte und doch nicht anders brennen konnte, als in der spöttisch ornamentierten Bronzeschale seiner schmerzlichen Mannesliebe ruhend.

## 2

Sie stammten beide aus Theologenhäusern: ihr Vater war ein nicht unberühmter Geheimrat an einer mitteldeutschen Universität, der freilich als Historiker die Gotteswissenschaft nur kühl betrieb<sup>24</sup>; er war dagegen in einem sächsischen Pfarrhaus aufgewachsen, als Ältester

von dreizehn Kindern, die eine rheinische Mutter von weltlich feiner Bildung und auch zum Vater keinen Frömmling hatten.<sup>25</sup> Eine unbestimmte Begabung hatte ihm schon früh sein Lebensschicksal verwirrt, so dass er nicht zu jener Eintracht mit einem vorbestimmten Beruf gelangen konnte, darauf der Durchschnitt unserer Jugend den Weg ins Leben bequem gepflastert findet.

Ursprünglich als ein Pfarrerssohn zum Predigen bestimmt, auch wohl im Zwang<sup>26</sup> der sehr beschränkten Mittel, hatte er im Francke'schen Stift zu Halle seine Knaben- und Jünglingsjahre vielfach hungernd zugebracht, hier schon mit einer Neigung zur Musik und so im jungen Braus der Dichterschwärmerei verfallen, dass er von seinen Schulgenossen als Genie bewundert wurde.<sup>27</sup> Ich habe lange nach seinem Tod in Koblenz einen Staatsanwalt getroffen, der ihn seit seiner Schulzeit ganz aus den Augen verloren hatte und nichts von seinem Schicksal wusste, dem aber die Erscheinung und der Schwarmgeist unvergesslich geblieben waren.

Für jedes andere Studium glänzend begabt, zudem ein schöner Jüngling – ich sah ein Bild von ihm aus seiner ersten Studentenzeit – mit jener angeborenen Melancholie, wie sie die Venezianer so unergründlich in die Augen ihrer Jünglinge zu malen wussten: hatte er sich vielfach schwankend endlich für die Philosophie entschieden, mehr in der Absicht zur Universitätskarriere, um weithin wirkend ein Lehramt auszuüben, als an den Rätseln der alten Denker neu herumzugrübeln.<sup>28</sup> Sein Studium war beendet, die Stadt, wo er sich als Privatdozent versuchen wollte, schon gewählt, als ihm das Schicksal zum ersten Mal sein Kartenhaus umblies.

Er hatte bei seinen Vettern in Remscheid Ferien gehalten, als die gerade ihre berühmte Erfindung zu Ende brachten, Rohre in jeder Stärke ganz ohne Naht zu walzen.<sup>29</sup> Mit einem Feuereifer, der ihn für jedes Ding erfassen konnte, war er in den unendlichen Verhandlungen dabei gewesen, die eine solche Sache vor sich herwälzt; durch seine fast juristische Gewandtheit und einen klaren Überblick sie oftmals an wichtigen Stellen fördernd. So völlig hatte sich der junge Philosoph in diese Welt der praktischen Kniffe

hineingewühlt, dass es sich ganz von selbst ergab, als er abreisen wollte aus dieser Tatsachenwelt in die der Lehrgespinste: dass sich die Vettern heimlich beredeten und ihn bei sich behalten wollten, von dessen Fähigkeiten sie sich den besten Nutzen für ihre Sache versprachen.

So entgleiste der Privatdozent schon am Bahnhof beim Rangieren, bevor er abgefahren war. Statt seine Unrast für die Welt der Brillen und klugen Worte abzdämpfen, ließ er sie täglich flattern im frischen Wind der sieben Berge, darauf sich Remscheid wie Jerusalem erhebt.<sup>30</sup> Und weil die Vettern keine Duckmäuser waren, die irgendwo beieinander in einer Gasse ihre Zukunft bebrüteten, sondern Kerle, die vom Vater her ein wahres Schloss bewohnten, das einen von den Bergen krönte, so dass von allen Fenstern der Blick weit über die Hügel des Bergischen Landes bis hinunter in den blauen Dunst des breiten Rheintals ging, von dessen Fluten manchmal ein Geleucht taktmäßig wie ein Pulsschlag hoch in die Wolkenhänge steigt: so gab es keinen Sommer, der so wie dieser dem Überschwalm von seiner stürmischen Jugend entsprochen hätte.<sup>31</sup>

Zum Winter saß er in Berlin, in einer Junggesellenwohnung am Pariser Platz, und war mit einem Ministergehalt Direktor einer internationalen Industriegesellschaft, mit den Beamten des Kolonial- und Reichsamts über den Bau von afrikanischen Telegraphenlinien aus Röhrenstangen schlagfertig handelnd.<sup>32</sup> Er ist japanische Einrichtungsstücke aus dieser Zeit nicht losgeworden; sie standen später in seiner Wohnung überflüssig in den Ecken als humoristische Erinnerungen an diese frühe Glanzzeit. Denn Dauerndes wurde nicht daraus, so sehr es ihm, dem Pfarrerssohn, behagte; nicht weil er selber der Stellung ungewachsen gewesen wäre, obwohl es manchem durch ein saures Leben verdienten Graukopf merkwürdig aufgestoßen sein mag, an diesem Generalstabsposten einer Weltindustrie einen so jungen Mann zu finden, der in der alten und neuen philosophischen Literatur wie ein Professor belesen war und wie ein Dichter Verse schrieb. Die überreich bemessenen Anteilaktien der Erfinder, die er zwar selbst mit erzwungen hatte, lagen dem jungen

Unternehmen schwer auf der Brust; es konnte nicht so weltbeherrschend zum Atmen kommen, wie seine Gründer erwarteten, und verbrauchte seine Lungenkraft in einem Millionenprozess, der erst nach vielen Jahren – durch seine Mithilfe doch noch günstig für die Erfinder – beendet wurde. Damals musste er als deren Vetter seinen Posten verlassen.<sup>33</sup>

Der Garten der Gelehrsamkeit war zu. Die Professoren und Geheimen Räte hätten sich bedankt für einen Röhrenhändler in ihrer Fakultät. Und die Geschäfte brauchen keinen Philosophen, der Gedichte schreibt. Vor allem keinen, der so jung ist und schon da oben sitzen will, wo sonst die weißen Bärte ihre schwer verdiente Ernte halten; und unten wieder anzufangen, das schmeckte ihm nicht mehr, nachdem er schon das Direktorenbrod mit Anstand und Genuss gegessen hatte. Doch war durch die Verhandlungen um hohleiserne Telegraphenstangen in Afrika der Reichskanzler Caprivi für den jungen Welt-Kaufmann interessiert; er riet zur Konsulatskarriere.<sup>34</sup>

Wie einer – ein Anschluss ist versäumt – entschlossen seine Koffer auseinanderpackt, den Reiseplan zu ändern, so gar nicht zweifelnd, ob dieser Anschluss der richtige sei, ging er nach seiner sächsischen Heimat, die zugesagte Berufung abzuwarten.

Da saß der lange Pfarrerssohn, dem unterdessen ein schwarzer, weicher Schnurrbart gewachsen war, dann wieder bei den jüngsten seiner zwölf Geschwister in der versteckten Dorfpfarre seines Vaters und wartete einen halben Sommer lang, was ihm das Leben nun zur Auswahl bringen würde.<sup>35</sup> Und weil sein<sup>36</sup> Schicksal sich beeilen musste, fiel es mit sonderbaren Dingen auf ihn ein: Wie er die Tage mit Spazierengehen, auch Dichten, Lesen und mit Musik hinbrachte, manchmal auch kühnlich im Disput mit seinem Vater, der zwar kein Frömmeler, doch als Charakter ein ganzer Pfarrer war, geschah es ihm eines Morgens, dass er schon mit den ersten Vögeln erwachte und, in den Dämmerhimmel träumend, ein paar Verse von Storm, die seine Schwester am Abend vorher gelesen und laut gesprochen hatte, nicht aus dem Sinn zu bringen vermochte, so dass er schließlich damit ans offene Fenster trat. Es lockte ihn nicht, auszugehen,

weil ein früher Regen am Himmel hing, so trieb er sich – im langem Nachthemd noch – durchs Haus umher und kam auch ans Klavier, der grünen Frühe und dem Morgenschlaf der andern zum Trotz mit leisen Klängen seinen Tag einläutend. Darüber fielen ihm die Verse wieder ein, er sagte sie im Spielen hin und hatte auf einmal die Musik dazu.<sup>37</sup>

Das war die erste Überraschung. Der bis zu dieser seltsamen Morgenstunde keine Note geschrieben hatte und gar nicht daran denken konnte, dass dies jemals ein Handwerk von ihm würde, er saß nun Tag für Tag und schrieb mit jenem märchenhaften Ungestüm, das junge Künstler befallen kann, ein paar Hefte mit schönen Liedern hin. Womit sein Lebensschiffchen wieder ein neues Segel hatte und eine neue Gefahr, zu kentern; denn zu den Versen deutscher Dichter am Klavier Musik zu erfinden, das mag wohl auch ein Weg sein, der deutsches Gut ins Ausland führt, doch lässt sich das Geschäft nicht gut auf Zahlen bringen; und eine Vorbereitung zum Konsulat ist es auch nicht.

Die zweite Überraschung aber kam noch unerwarteter, als die erhoffte Berufung eingetroffen war und die Lieder schon wohlverpackt mit den anderen Seltsamkeiten einer flackernden Jugend im Koffer auf ein neues Leben warteten. Er hatte in Berlin, noch als Direktor, doch anonym, ein Buch herausgegeben, das einen Haufen jugendlicher Weisheit in gut gefassten Sprüchen und Aphorismen brachte und sich im Ganzen als Lesefrucht des Philosophen gab, der damals in Deutschland überall in Strohfeuern zu knistern begann, indessen seine eigene Glut mit einer prachtvollen Lohe schon erloschen war und traurig schwelend noch nicht sterben konnte.<sup>38</sup> Das kleine Buch wurde viel besprochen und aufmerksam gelesen; und als man nun nach einem Gelehrten suchte, in Bänden verständnisvoll geordnet herauszubringen, was in Büchern, Handschriften und Entwürfen hinterlassen, halb verloren und gerettet war bei seiner Katastrophe, da zeigten einige Hände nach dem Anonymus, als der sich dann der neugewordene Musiker, gewesene Dichter, Kaufmann und Pfarrerssohn entpuppte.<sup>39</sup>

Da war es mit dem Staatsmann schon zu Ende; der Konsul wurde rasch geopfert wie vormals der Privatdozent. Und mit der gleichen Sicherheit, die ihn als Jüngling auf den Pariser Platz begleitet hatte, ein Weltgeschäft zu führen, trat er jetzt in das grelle Licht, das um den Nachlass eines Großen brennt.

Es war im Hin und Wider seiner Sprünge der böse Fehltritt. Nicht, dass er weniger berufen gewesen wäre als irgendeiner: wer aber so begonnen hatte, mit stürmischen Schritten über das Leben fortzuspazieren, der durfte sich nicht Jahr um Jahr in ein Archiv hinsetzen, um da mit Sorgfalt aus den windverwehten Blättern eines andern die passenden herauszusuchen. Er hätte mit seinen Beinen weiter ins Leben hinaus gemusst; denn aus dem aufgeschossenen Jüngling war unterdessen ein Mann geworden, auch Offizier, dessen fröhlichste Erinnerung dies freilich blieb, dass er in einem sächsischen Manöver mit einem gemieteten Klavier von Dorf zu Dorf gezogen war; weil er nicht abends nach dem Marsch- und Felddienst seine Musik entbehren wollte.<sup>40</sup>

Denn das zu werden, was er nun vorstellte, der Doktor Soundso, der irgendwo sein Schreibpult hatte und aus Korrekturen die falschen Buchstaben pickte, dazu hätten seine Vettern ihre Röhren nicht zu erfinden brauchen; auch wäre er dazu mit einem Buckel oder einer sonstigen Gebrechlichkeit geeigneter gewesen als mit den starken Gliedern und dem straffen schwarzen Haar. Er war aus einem Spieler, ohne es zu wissen, selber Figur geworden, die nun nach anderen Gedanken hin- und hergeschoben wurde. Und als er sich die Traurigkeit davon nicht mehr verbergen konnte, da schien das Leben auf einmal verschlossen, das ihm so viele Tore geöffnet hatte. Wie es den meisten von uns geht, wir finden uns nach einem Mittag auf freiem Feld und haben noch bis eben unsere Knabensprünge gemacht und nicht gewusst, dass dies das Leben war, das wir so eilig mit unsern Füßen traten, den Wolken oder den Schmetterlingen oder den hohen Bergen zugewandt. Und fühlen, wie die Sonne – noch steht sie hoch und brennt den Ackergrund – sich langsam senkt in ihrem Bogen; und wie der Abend nicht als das Ende einer verlorenen Rennbahn kommen darf.<sup>41</sup>

So fand sie ihn, die halb so alt wie er, fast noch ein Kind war und in sein Leben noch eine Ordnung brachte.<sup>42</sup>

Es war die erste Frau nicht, die er liebte. Wenn wir des Abends beieinander saßen, schon spät nach reichem Spiel und ihrem innigen Gesang, doch nur, wenn sie dabei war und ihn lächelnd aufmunterte: dann konnte er erzählen kaum, doch Andeutungen machen, auch Bildnisse dazu zeigen, verblasste Photographien von schönen stolzen Frauen, die diesem Jüngling, meist älter als er, mit jener Liebe zugewendet waren, die recht das Sinnbild reifer Frauen ist: Die Sehnsucht ruhiger Augen liegt darin, die traumlose Hoffnung, aus der Jugendhitze noch einmal einen Klang zu hören, der in dem Lärm der körperlichen Dinge verwehte und erst wieder in der ruhigen Täglichkeit mit ihren Kindern leise lockt – ein Klang der Äolsharfe aus einem sonnigen Garten, an dessen Mauern sie nun schmerzlich staunend im Schatten der Erinnerung vorübergehen.

Eins von den Bildern, die er zeigte, sprach ganz in jenem Orgelton, der aus den Gliedern der schönen Schustersfrau bei Feuerbach zu strömen scheint<sup>43</sup>; nur blond war sie und kräuselnd gelockt. Die hatte sich, mit ihm zu gehen, scheiden lassen von einem älteren Mann, der sie in einem Schweizer Landhaus als stolze Herrin über Menschen, Pferde, Gärten und Felder befehlen ließ; doch er war nicht gekommen, sie zu holen.<sup>44</sup> Erst als sein Leben ihm selber an die Vierzig ging, erst als er fühlte, wie er wohl manches Ding in Übermut und Neugier angetastet, doch seinem eignen Leben nichts an die Hand gegeben hatte, daran es sich nun halten konnte, wo schon die Dinge mit dem Alter von ihm abrückten: da griff er ängstlich zu. Und niemals habe ich einen Mann an seiner Frau besorgter hängen sehen als ihn, obwohl er ihre Leidenschaft oft nur mit Ironie abwehren konnte. Um sich nicht völlig zu verlieren; denn dass er selber ein Missgeschickter war, dem das Leben zuviel Türen ringsum geöffnet hatte, so dass er blindlings hin und wider<sup>45</sup> suchend seine Zeit versäumte, das fühlte er schmerzlich genau; und eines Abends mitten im Scherz und Lachen brach es so jäh heraus, dass wir es alle sehen mussten.

Er hatte mir am Flügel ein paar Sachen vom jungen Bach gespielt, vom Philipp Emanuel, darin sich die strenge Schulung vom Alten mit eigenen Heiterkeiten drollig und ein paar Mal ergreifend mischte.<sup>46</sup> Wir waren trotzdem lustig dabei geworden, und wie wir lachend zurück ins Esszimmer kamen, wo die Frauen abwartend bei einer Bowle saßen, die wir nun schmecken sollten, fiel ein ungeschicktes Wort über seine jünglinghafte Heiterkeit, die ihm doch nicht mehr stünde. Es war harmlos gemeint, und er hätte, der sich sonst niemals vergaß, auch diesmal sicher mit einem seiner Scherze Antwort gegeben; doch mochte ihm aus der Musik noch eine Erregung im Blut kreisen: er ging wortlos zurück ins Zimmer an den Flügel, und als wir mehr aus Verlegenheit noch lachten, stand er gleich wieder blass und verkniffen in der Tür; beherrschte sich noch einmal, als er unser Schweigen fühlte, und ging zum Tisch, die Gläser einzufüllen, hob auch das seinige noch, mit uns anzustoßen, trank aber nicht, sondern setzte das Glas so heftig auf den Tisch, dass es zerbrach, und ging hinaus. Wie ein Betrunkener, der sich noch retten will, doch hatte er an diesem Abend noch keinen Tropfen angerührt. Es war so, dass wir anderen bis ins Herz erschrakten.

Nur seine schlanke Frau nicht, die sich kaum noch vor Lust an dem Gefühlsausbruch bemeistern konnte. Er hatte sie aus einem alten Gelehrtenhaus geholt, von jener baslerischen Feinkultur, wo schon die jungen Menschen Hände haben wie der alternde Erasmus.<sup>47</sup> Doch in den Adern springt das Blut und aus den Augen fallen Blicke wie Tropfen in die Welt. Wo andere eine Freude behaglich an sich kommen lassen, da fangen sie zu glühen an wie Platindraht, und ehe eine Träne ihnen übers Auge kommt, ist ihnen<sup>48</sup> schon ein Stück am Herzen schwarz verbrannt.

Sie war ihm zugeflogen, wie ein Vogel ins Zimmer fällt und regungslos liegen bleibt, bevor er sinnlos an die Scheiben stößt und blutig hinstürzt, wenn wir nicht öffnen. Ihrem Vater, dem Geheimrat, und der verwandten Gelehrtschaft in Basel<sup>49</sup> war dieser unstete Schwiegersohn gar nicht so recht gewesen; er war trotz seinem Alter zu ungebärdig für den gemessenen Professorenton



und in seiner Stellung, milde betrachtet, nur ein Privatgelehrter. Die Mutter aber hielt zu ihm; sie war ihr Lebtag so versteckt gewesen in schwarzer Seide, dass sie der Tochter wie sich selber gönnte, einen Mann von anderer Art zu haben. Von ihr betreut, hatten die beiden eine Liebe gehabt, wie er sie schon nicht mehr erhoffte und wie sie ihrem schlanken Mädchenkörper noch gar nicht zuzustehen schien. Als ob das Schicksal es noch einmal mit ihm versuchen sollte, tat es auch sonst die Türen wieder auf. Das enggewordene Philologenjäckchen fiel ihm ab: der nun schon leicht und viel zu früh Ergraute wurde wieder Kaufmann und Direktor, diesmal an einer großen Seifenfabrik in Düsseldorf<sup>50</sup>, wo die Geschichte seiner Liebe, die mir sein Manuskript verriet, ihre wilden, hellen und harten Stunden hatte. Bis die Frau an jenem Abend den Sohn gebar und eine Mutter wurde, die ihre Liebe – doppelt reich – verteilen konnte.

## 3

Darüber zogen wir nach Düsseldorf<sup>51</sup>, wo meine Frau der taubengrauen fast eine liebere Freundin wurde, als er mir Freund war; und reiche Zeiten einer Freundschaft schienen anzufangen, wie sie so selten zwischen Eheleuten sind, weil alles hierbei auf das Verhältnis übers Kreuz ankommt. Ist darin eine Spur von Zwang, Unredlichkeit und Überspannung, fällt das Quadrat in den zwei Winkeln auseinander, da Mann bei Mann und Frau bei Frau rechtschaffen sitzen müssen, wenn es zusammenbleiben soll. Und weil die Freundschaft erst der Garten ist, darin die Liebe ihre Sommerblumen trägt, wenn ihr der erste wilde Schuss zu Früchten reifen will: so ist hier recht der Grund zu vielem Unglück aufzusuchen, das Liebende zu ihrem Schrecken in der Ehe finden, weil sich der eine oder beide dem anderen zuliebe in ihren Freundschaften bescheiden müssen. Es war wohl auch, dass ich allezeit launisch und hässlich gegen Frauen gewesen bin, wenn sie mir näher kamen, und dass ich gern mit fre-